Der Mißbrauch von Arzneien und Genußmitteln.

Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat es sich für die Menschen als nothwendig herausgestellt, den zur Erhaltung des Lebens erforderlichen Speisen und Getränken noch irgend einen anderen Stoff hinzuzufügen, der das Nervensystem anregt und auf das Befinden wohlthuend einwirkt. Ganz äußerlich betrachtet, ist ein solches Genußmittel für den Menschen unnöthig, denn seine Erschöpfung nach Entbehrungen und Beschwerden würde auch ohne solche Anregung allmälig wieder dem Wohlbefinden weichen. Aber die Gleichmäßigkeit des Verlangens nach einem derartigen Stoffe bei den verschiedensten Völkern und auf den verschiedensten Stufen der Civilisation läßt doch den Gedanken nicht schweigen, daß dabei ein wirkliches, begründetes Bedürfniß des Körpers vorliege.

Außer dem Tabak rechnet man zu den Genußmitteln besonders die verschiedenen alkoholischen Getränke (wie Wein, Bier und Schnaps), außerdem Kaffee und Thee, in fremden Ländern auch Hanf und Kokablätter, die bei uns fast nur als Arzneimittel bekannt sind.

Am gefährlichsten von den eigentlichen Genußmitteln ist zweifellos der Alkohol, allerdings in sehr verschiedenem Maße, je nach der Art des Getränks, worin er genossen wird. Außer der wirklichen Alkoholmenge kommt nämlich für seine üblen Wirkungen sehr hervorragend der Grad seiner Verdünnung und seiner Reinheit in Frage. Gutes Bier, das etwa 1—6 Procent, und Wein, der 3—12 Procent enthält, wirken lange nicht so ungünstig wie Branntweine, die 50—70 Procent Alkohol enthalten, auch wenn die Gesammtmenge des damit aufgenommenen Alkohols jedesmal dieselbe ist. Doppelt und dreifach gefährlich sind die geringeren alkoholischen Getränke, da bei sorgloser Herstellung und bei Benützung schlechterer Stoffe durch abnorme Gährungen andere Alkoholarten entstehen, die weit giftiger sind. Auf Schnapsgenuß sind fast alle Fälle von Säuferwahnsinn zurückzuführen. Von den annähernd 40,000 Geisteskranken, die in den preußischen Irrenanstalten untergebracht sind, verdanken nach den Berechnungen etwa 15,000 ihre Krankheit dem Alkoholmißbrauch; bei mindestens 15,000 Epileptischen und bei ebenso viel Idioten in Deutschland ist Trunksucht des Vaters als Ursache des Leidens der Kinder anzunehmen. In der That sind den Verheerungen des Alkoholmißbrauchs die Schäden auch der schlimmsten Infektionskrankheiten durchaus nicht an die Seite zu setzen. Das ist doppelt schlimm, wenn man bedenkt, in wie zahllosen Fällen das Uebermaß des Genusses auf Gedankenlosigkeit, auf Leichtsinn, auf Verführung beruht. Da Charakterschwäche die völlige Hingabe an den Alkohol befördert, ist bei schwachen Menschen das gänzliche Verbot auch der geringsten Alkoholmenge nöthig. Für die große Menge, die Willenskraft besitzt, ist ein mäßiger Genuß von Bier und Wein nicht zu widerrathen; Belehrung über die Gefahren, Beschränkung des Schnapsausschanks, Förderung der öffentlichen Wohlfahrt und des Familienlebens, nicht zum wenigsten die Erziehung tüchtiger Hausfrauen, das sind die wichtigsten Mittel, dem Uebermaß entgegen zu wirken.

Die anderen Genußmittel, Tabak, Kaffee und Thee, werden unendlich viel seltener in solchen Mengen genossen, daß sie Krankheiten erregen. Namentlich zeigen sich ihre schädlichen Folgen in viel weniger schlimmer Weise. Am häufigsten verursachen sie Nervosität, und zwar der Tabak besonders in der Form von Herzklopfen und Zittern, wozu sich vielfach als werthvolle Zugabe ein gewisser Ueberdruß an dem sonst begehrten Kraute gesellt, der natürlich die Entwöhnung erleichtert. Die Nervosität nach Kaffeemißbrauch hat man besonders in gewissen Industriestädten beobachtet, wo die Arbeiterfrauen in Abwesenheit ihrer Männer große Mengen schlechten Kaffees trinken und darüber ihre geregelte Ernährung versäumen.

Um so größer und leider in beständiger Zunahme begriffen ist der Mißbrauch von Arzneimitteln. Dem gewohnheitsmäßigen Genuß von Opium, von Morphiumeinspritzungen, von Kokain und so weiter hat sich der nicht weniger gefährliche Mißbrauch von Chloralhydrat, Bromsalzen, Antipyrin und ähnlichen Mitteln hinzugesellt. Anfangs mit gutem Grunde auf ärztlichen Rath genommen, noch häufiger nach dem Gutdünken von Laien im Vertrauen auf die überall sich breit machende Reklame mit Heilmitteln verwendet, werden diese an sich so werthvollen Mittel bald die ständigen Begleiter des „Kranken", dem oft weiter nichts fehlt, als eine kräftige Warnung vor dem unüberlegten Arzneigebrauch und eine eindringliche Mahnung, sein Wohlbefinden dadurch wieder herzustellen, daß er den Rath eines Arztes einholt und dem entsprechend ein gesundheitsgemäßes Leben führt. Das Morphium ist in dieser Richtung besonders gefährlich, weil sein Mißbrauch die Menschen energielos, pflichtvergessen und leistungsunfähig macht, und weil die quälende Empfindung dieser geistigen und körperlichen Gesunkenheit immer nur durch eine neue Morphiumeinspritzung auf kurze Zeit zu beseitigen ist.

— Ja wenn — Alter Geizhals (zu einem Bettler): Ich gebe Ihnen nicht viel, aber wenn Sie wüßten, wie schwer es mich ankommt, Ihnen überhaupt etwas zu geben, dann würden Sie mir sehr dankbar sein.

Menschenloose.

Von Ludwig August Frankl.

Vom Himmel zog rauschend
Viel Regentropfen sacht;
Ich hörte lauschend, lauschend
Ihr Lied in dunkler Nacht:

„Wie wir so traulich wallen
So hell, so klar, so rein,
Welch' Loos wird, wenn wir fallen
Auf Erden unser sein?"

Auf Blüthen fiel der Eine
Und schwelgte ihm Genuß,
Geliebt vom Sonnenscheine
Starb er von seinen Kuß.

Im Meere nahm den Zweiten
Still auf der Muschel Schoos,
Der ward für Ewigkeiten
Zur Perle hell und groß.

Ein Andrer fiel auf Eisen,
Das just von Flammen roth —
Und brannte sich mit leisen
Und flücht'gen Seufzern todt.

Der Vierte der Genossen
Trieb mit den Lüsten Spiel
Und war schon leicht zerflossen
Eh' er zur Erde fiel.

Philippine Welser.

Der Augsburger Patriciertochter, deren Name in der Erinnerung des deutschen Volkes mit so lebendigem Klange fortlebt, ist es wie vielen anderen geschichtlichen Persönlichkeiten ergangen: die unerbittliche Quellenforschung unserer Zeit hat den Nimbus zerstört, den Dichtung und historische Legendenbildung um ihr Haupt gewoben hatten. Aber wenn ihr Bild dadurch auch an romantischem Zauber große Einbuße erlitten hat, so strahlt es uns nun im hellen Lichte historischer Wahrheit um so freundlicher und anmuthender entgegen, als das einer wahrhaft deutschen Frau, die in treuer Ausübung der schönsten weiblichen Pflichten die eigentliche Bestimmung ihres Lebens sah. Alltäglich war der Weg ihres Daseins gewiß nicht, da er sie aus einem bürgerlichen Hause bis an die Stufen des Kaiserthrones führte, und deshalb wird sich auch die Theilnahme an ihren Schicksalen lebendig erhalten. Als vielbeweinte Märtyrerin und Dulderin, „welche die Schuld, das Auge zu einem der Höchstgestellten der Erde erhoben zu haben, mit dem Tode bezahlen mußte", kann sie jedoch fernerhin unser Mitleid nicht mehr beanspruchen, denn wenn man auch noch heutzutage im Schlosse Ambras bei Innsbruck die Badestube zeigt, in welcher Philippine Welser durch Oeffnen der Adern ermordet sein soll, so steht es doch urkundlich fest, daß sie am 24. April 1580 in Gegenwart ihres Gemahls und einer großen Anzahl von Personen friedlich eines natürlichen Todes starb.

Philippine Welser wurde im Jahre 1527 zu Augsburg geboren; den Tag, an dem sie das Licht der Welt erblickte, meldet uns keine Urkunde. Ihre ganze Jugendzeit ist in vollständiges Dunkel gehüllt, von der Erziehung, die sie genoß, erfahren wir nichts. Ihr Vater, der eine Leinweberei betrieb, war ein wohlhabender Mann und zählte zu den angesehensten Bürgern Augsburgs, aber was Reichthum anbetrifft, so konnte er sich doch nicht entfernt mit seinem älteren Bruder Bartholomäus vergleichen, der zu den unternehmendsten Handelsherren seiner Zeit gehörte und dessen Schiffe von Sevilla aus Venezuela eroberten und colonisirten. Ein noch auf der Veste Koburg vorhandenes Bild Philippinens, das wohl aus ihrem achtzehnten Lebensjahre stammt, läßt es uns begreiflich erscheinen, daß ihre Schönheit die Zeitgenossen zu hoher Bewunderung begeisterte. Mit freundlichem und verführerischem Jugendreiz blickt sie hier in die Welt hinein, das Haar mit einer perlenbesetzten Goldkette und einem Barett aus schwarzem Sammet geschmückt. Das Kleid aus rothem Sammet ist tief ausgeschnitten, aber weiße, mit feiner Spitzenarbeit verzierte Seide verdeckt züchtig Brust und Hals. Der wunderbare Glanz ihres goldblonden Haares scheint besonders Ausländer entzückt zu haben, sogar in den Augen eines hohen geistlichen Würdenträgers fand sie mit ihrem Liebreiz Gnade. Am Schlusse eines Schreibens, das der Erzbischof Granvella im Jahre 1551 an den berühmten Bildhauer und Erzgießer Leone Leoni richtete, spricht er von einer Medaille, die dieser am Anfang des genannten Jahres von der „Bella Filipina" ausgeführt habe; er (Granvella) habe davon einen Abguß in Metall herstellen lassen, den er ihm als Zeichen, daß die Arbeit dem Goldschmied nicht schlecht gelungen sei, nach Mailand sende.

An Bewerbern fehlte es der schönen Augsburgerin gewiß nicht, aber ein Jahr nach dem anderen verging, ohne daß ein Freier nach der Wahl ihres Herzens ihren Weg kreuzte. Schon hatte sie das für ein Mädchen nicht unbedenkliche Alter von dreißig Jahren erreicht, und es schien, als ob sie ihren Weg auf Erden ledig vollenden wollte. Da unternahm sie im Jahre 1556 zum Besuch ihrer Tante Katharina von Loxan eine Reise nach Böhmen, die sich für ihre Zukunft von höchster Bedeutung erwies. Jetzt traf sie von Neuem mit dem Erzherzog Ferdinand zusammen, den sie wahrscheinlich schon im Jahre 1551 in Augsburg kennen gelernt hatte. Doch wie dem auch gewesen sein möge, jedenfalls entsprang aus dieser erneuten Bekanntschaft der Beiden rasch die innigste gegenseitige Zuneigung, denn schon am Anfang des Jahres 1557 ließ sich Ferdinand durch seinen Beichtvater mit „Frauen Filipina", wie die Welserin in einer zeitgenössischen Anführung der Vermählungs-Urkunde genannt wird, heimlich zu Bresnic trauen. Und ebenso wie der Act der Trauung wurde auch die Geburt des ersten Sohnes im folgenden Jahre sorgfältig vor aller Welt verborgen gehalten, indem man das Kind als vom Thurmwart gefunden ausgab. Jedoch schon im Jahre 1559 erhielt der Kaiser von diesen sein Haus so nahe berührenden Vorgängen in Böhmen Kunde; allzu tragisch aber scheint er die unstandesgemäße Ehe seines Sohnes nicht aufgefaßt zu haben, da er ihm und seiner jungen Gemahlin ohne langes Zürnen volle Verzeihung für das Geschehene gewährte, freilich nur unter der für Philippine besonders unerfreulichen Bedingung, daß die Eheschließung nach wie vor geheim gehalten werde.

Bald darauf siedelte die Erzherzogin in das altberühmte Schloß Bürglitz über, das, wie Boeheim schreibt, als Königsburg und Kerker zugleich seit dem 12. Jahrhundert Zeuge des höchsten Erdenglücks wie der dunkelsten Verzweiflung gewesen war. Hier gab Philippine im Laufe der nächsten Jahre noch mehreren Kindern das Leben, die, wie das erste, zunächst an einem anderen Orte niedergelegt und dann als Findelkinder wieder zurückgebracht wurden. Ihre Herzensgüte, die sich ihr ganzes Leben hindurch im Wohlthun offenbarte, fand auf diesem böhmischen Schlosse eine besondere Gelegenheit zur edelsten Bethätigung.

Mit dem Jahre 1567 begann für Philippine ein neuer Abschnitt ihres Lebens. Von nun an bildete sie auf dem prächtigen Schlosse Ambras bei Innsbruck den Mittelpunkt eines glänzenden Hofhalts, nachdem sich im Laufe der Jahre für eine immer größere Anzahl von Personen der Schleier von dem Geheimniß ihrer Ehe mit dem Erzherzog gelüftet hatte. Durch den freundlichen Zauber und die Bescheidenheit ihres Wesens gewann sie die Liebe der ganzen Bevölkerung von Tirol, des Adels wie der bürgerlichen Klassen. Hier noch mehr als in Böhmen, wo sie in größerer Zurückgezogenheit hatte leben müssen, entfaltete sie eine so unermüdliche barmherzige Wirksamkeit in mannigfacher Hinsicht, daß noch viele Jahre nach ihrem Tode der Schmerzensruf laut wurde: „Wir haben an unserer gnädigsten Frau sehr übel verloren." Für Hilfsbedürftige, ob sie nun krank oder arm oder Beides waren, konnte es keine bereitwilligere Helferin geben. Gemeinschaftlich mit ihrem Leibarzt pflegte sie eine große Anzahl von Kranken, darunter auch türkische Gefangene, einen Moskowiter, Handwerker und Landleute u. A. In ihrem Schlosse hatte sie sich eine Apotheke reich ausstatten lassen, in der sie mit dem sachkundigen Gorin Guaranta die Arzneien selbst bereitete. Noch heute wird auf der Wiener Hofbibliothek ihr Receptbuch aufbewahrt, das von ihren reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der Heilkunde Zeugniß ablegt. Unverschuldete Armuth linderte sie, wo sie konnte, mit nie ermüdender, freigebiger Hand, aber ihre Menschenliebe fand noch auf einem anderen Gebiete reiche Gelegenheit zur Bethätigung. Aus allen Gegenden des Landes wandten sich Bittsuchende vertrauensvoll und selten vergebens an sie um Beistand: Frauen flehten für ihre verurtheilten Männer um Begnadigung, Gefangene um Befreiung, Schuldner um Stundung ihrer Zahlungsfrist, Mütter um Versorgung ihrer Kinder. Einige redeten sie dabei freilich als „durchlauchtigste Fürstin Frau Philippine von Oesterreich" an, Andere aber auch als „Gnädiges Fräulein", woraus man schließen darf, daß auch damals die Kenntniß ihrer rechtmäßigen Ehe mit dem Erzherzog im Volke noch keineswegs allgemein verbreitet war. Vielleicht gibt es für sie kein schöneres zeitgenössisches Lob, als das, welches in der einen Anrede „Liebhaberin aller betrübten Herzen" ausgesprochen ist.

Die Sorge um das Wohl ihres Gemahls, an dem sie mit der innigsten Liebe hing, hielt Philippine für ihre vornehmste Pflicht als Hausfrau, umsomehr, als seine Gesundheit häufigen Störungen ausgesetzt war. Er hatte sich denn auch, indem er ihre Zuneigung treu erwiderte, im Laufe der Jahre so sehr an ihre Pflege gewöhnt, daß er, wie der venezianische Gesandte seinem Senate berichtete, keine Stunde ohne sie sein konnte. Auf seinen Reisen mußte sie ihn fast immer begleiten, und als Ferdinand sich um die polnische Krone bewarb, gaben die Vertreter der tirolischen Stände ihm zu seinem eigenen Besten den Rath, „seine Gemahlin mit in's Reich zu nehmen, damit, wenn er mit der Schwachheit des Leibes beladen sein sollte, Ihre Gnaden ihm fleißig aufwarte, wie Seine fürstliche Durchlaucht solches gewohnt sei. Ueberdies sei sie auch still, fromm und gottesfürchtig und habe sich in Böhmen und in des Erzherzogs Landen stets so rühmlich und wohl gehalten, sei so geliebt worden und in so hohem Ansehen gestanden, daß auch im Königreiche Polen Niemand sich über selbe zu beschweren haben werde."

Häuslicher Fleiß scheint neben der Mildthätigkeit eine der hervorragendsten weiblichen Tugenden der Welserin gewesen zu sein. Mit ihrem noch jetzt in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrten Kochbuch zählt Philippine nach dem Urtheil ihres Biographen zu den ältesten und besten Autoren dieser Literatur. Zum Nutzen der Leserinnen und als kurzen Beitrag zur Kenntniß der deutschen Kochkunst des sechszehnten Jahrhunderts wollen wir hier aus demselben wenigstens ein Recept mittheilen. „Wenn Du willst einen Hecht einmachen, so nimm zwei Petersilienwurzeln und sechs Zwiebeln und schütte selbe in einen Hafen mit zwei Maß Wasser darin. Siede sie durch zwei Stunden, nimm sodann die Wurzeln mit den Zwiebeln heraus, gebe eine Schnitte gebähtes Brot dazu, treibe dieses gut durcheinander und gebe dieser Brühe etwas Essig, Safran, Zucker und Pfeffer bei. Danach setze den Hecht in's Wasser, und wenn er schön gesotten ist, so gieße das Wasser vom Fische weg und die Brühe über selben; laß ihn so eine gute Stunde lang dünsten, so soll er gut und recht sein."

Die Küche muß in der That aus verschiedenen Gründen im Schlosse Ambras ein sehr wichtiger Raum gewesen sein. Nicht allein liebte Ferdinand es, hier üppige Gastmähler zu veranstalten, sondern der überaus zahlreiche Hofstaat des erzherzoglichen Paares stellte Tag für Tag gewaltige Ansprüche an jene Abtheilung des Hauswesens. Im Jahre 1571 wurden, abgesehen vom Wildpret, täglich durchschnittlich 900 Pfund Fleisch und 50 Pfund Schmalz verbraucht, und die beständige Befriedigung solcher Bedürfnisse verlangte von Philippine, die nie das Scepter aus der Hand legte, auch beständige unermüdliche Umsicht. Von ihrer Geschicklichkeit in kunstvollen Handarbeiten legt noch heute eine perlengeschmückte Achseldecke, ein sogenannter Turnierdank, der in den kunsthistorischen Sammlungen zu Wien aufbewahrt wird, rühmliches Zeugniß ab. Zur geselligen Unterhaltung zog sie einen kleinen Kreis der ihrem Herzen nahestehenden Persönlichkeiten dem lärmenden Schwarm großer Hoffestlichkeiten vor. Wie gegen alle ihre Gäste, so war sie auch gegen Durchreisende, die sich nur wenige Tage unter ihrem Dache aufhielten, eine liebenswürdige und aufmerksame Wirthin. Ein Begleiter des Herzogs von Bayern schreibt in seinem Tagebuch: „Als wir am 12. Februar 1579, von Venedig heimreisend, nach Ambras kamen, hatte uns die Philippina zu Nacht in ihr Zimmer geladen, alles auf Majoliken in kleinen Schüsseln zu essen und zu trinken gegeben, stattlich traktirt; nach solcher Mahlzeit ist ein Tanz gehalten, darnach ist ein jeder schlafen gegangen." Sogar in ritterlichen Uebungen scheint die Augsburger Patriciertochter eine für ihr Geschlecht ungewöhnliche Fertigkeit erlangt zu haben, denn bei einem Armbrustschießen im Jahre 1570 beschämte sie die an demselben theilnehmenden Herren, indem sie den ersten Preis in Gestalt eines Bechers gewann.

Für alle vornehmen Gäste gab es bei ihrem ersten Besuche auf dem Schlosse Ambras eine geheimnißvolle Ueberraschung. Im oberen Garten befand sich eine Felsenhöhle, das „Heiligthum des Bacchus", in die jeder Gast von Rang hineingeführt wurde. Ahnungslos betraten die Fremden den Raum; sie bewunderten die schön bemalten Humpen, die ringsherum aufgestellt waren, und merkten zu spät, daß man sie eingesperrt hatte. Plötzlich erschien eine Schaar von Priestern des dithyrambischen Dionysos mit gläsernen Trinkgefäßen in den Händen. Ihr Vorsteher las den Gästen mit ernster Miene die Gesetze des Heiligthums vor. Die Fremdlinge wurden gewarnt, den Zorn des stiergehörnten Gottes zu reizen, und gemahnt, sich in die Geheimnisse des Heiligthums gutwillig einweihen zu lassen. Die Einweihung bestand in dem Leeren eines Glasbechers in der Form eines Fäßleins, etwa mit einem halben Quart guten Weines gefüllt, wonach der Eingeweihte der Ehre theilhaftig wurde, seinen Namen in das Verzeichniß der Trinker einzutragen. Einige dieser Trinkgefäße des Heiligthums sind noch heute vorhanden. Die für die Damen bestimmten sind bedeutend kleiner, schiffchenförmig gestaltet und enthalten nur wenig mehr als ein viertel Quart. Ebenso werden in den kunsthistorischen Sammlungen zu Wien noch die Verzeichnisse als die „Trinkbücher von Ambras" aufbewahrt. Auch Philippine hat sich 1567 mit dem Spruche eingetragen: „Ich hoff' zu Gott." Diejenigen Gäste aber, denen es an der nöthigen Uebung fehlte, die vorgeschriebenen Gefäße mit einem Zuge zu leeren, mußten auf die Ehre verzichten, ihre Namen in die Trinkbücher von Ambras einzuschreiben. Als der Herzog Karl Friedrich von Jülich und Kleve auf seiner Reise nach Italien im Jahre 1574 Ambras besuchte und mit seinen Begleitern jene Trinkprobe zu bestehen hatte, gelang sie freilich ihm und den meisten derselben als echten deutschen Männern ohne alle Beschwerde, aber Anderen sah man doch an ihrer Miene deutlich an, daß der Schluck ihnen etwas kräftig war, und ein gewisser Pighius, der die Reise des Herzogs in lateinischer Sprache beschrieben hat, mußte sich sogar schließlich für besiegt erklären: wie oft er auch den Versuch wiederholte, jedes Mal ging ihm zu seiner Schande der Athem zu früh aus. Seinem Namen fehlt deshalb auch der Ruhm, in den Trinkbüchern des tirolischen Schlosses verzeichnet zu stehen.

In den letzten zehn Jahren ihres Lebens hat Philippine Welser ihren Wahlspruch: „Ich hoff' zu Gott" wohl oft mit gefalteten Händen vor sich hingesprochen, denn seit dem Jahre 1570 wurde sie alljährlich bis zu ihrem Tode im Jahre 1580 von derselben heftigen Krankheit, die sich in schweren Fieberanfällen und Brustbeklemmungen äußerte, heimgesucht. In solchem Zustande hatte sie, wie sie selbst sagte, das Gefühl, als ob Himmel und Erde auf ihr lägen. Zweimal besuchte sie mit dem Erzherzog Karlsbad, um hier Linderung oder gar Heilung ihres alten Leidens zu suchen, aber obwohl sie, wie ihr Leibarzt getreulich berichtet hat, täglich bis zu acht Seideln Karlsbader Wasser trank, so gewann jenes doch von Jahr zu Jahr größere Gewalt über ihren Körper, bis es diesen schließlich zu völliger Gebrechlichkeit niederbeugte, bevor sie noch ihr fünfzigstes Lebensjahr vollendet hatte. Ihre letzten Jahre scheint sie in der That in bedauernswerthem Siechthum verbracht zu haben, und der Tod ihrer geliebten Tante am 13. April 1580 brach vollends den schwachen Rest ihrer Lebenskraft. Am 24. April empfing sie die Sterbesacramente in dem vollen Bewußtsein, daß das Ende ihrer irdischen Laufbahn unmittelbar bevorstehe. Um ihr Sterbelager waren außer ihren nächsten Angehörigen die Herzöge Otto Heinrich von Braunschweig und Ferdinand von Bayern, sowie eine große Anzahl befreundeter Personen versammelt. Den Erzherzog bat sie um Verzeihung für den etwaigen Kummer, den sie ihm in ihrem Eheleben bereitet habe; ihre Söhne befahl sie Gott und ermahnte sie, ihrem Vater in kindlichem Gehorsam stets Freude zu machen. Als sie dann plötzlich mit freudigem Lächeln nach oben blickte und ihr Gemahl sie nach der Ursache ihrer heiteren Stimmung fragte, erwiderte sie: „Ich sah etwas, das mich freut." Inzwischen hatte der Herzog von Bayern die Sterbekerze angezündet und hielt sie in der Nähe der Sterbenden. „Als der Augenblick des Todes nahte, küßte sie das Kreuz und versprach Allen fromme Erinnerung, wenn ihr die Gnade des Himmels zu Theil geworden sei. Noch hörte man die Worte: „Ich will bald bei Dir sein" — dann entschlummerte sie ohne jeden Todeskampf für immer.

So starb Philippine Welser im dreiundfünfzigsten Lebensjahre im Frieden mit Gott und der Welt. Ihre Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte, die sie in unermüdlichem Wohlthun offenbarte, haben um ihr Haupt den schönsten Kranz der Erinnerung geflochten: der unvergänglichen, werkthätigen Nächstenliebe. Wie sie gelebt und gewirkt hat, so soll sie auch im Gedächtniß der Nachwelt fortleben.

Die böse Photographie.

Humoreske von Karl Rode.

Wie die Turteltauben lebten der Herr Premierlieutenant Kasimir von Dambrügge und sein junges Weibchen, Ludowika Marianna, geborene Freiin Leopsdorfer; eitel Maienmorgensonnenschein durchfluthete ihre kleine elegante Häuslichkeit, und von früh bis spät hallten die trauten Räume derselben von Frau Ludowikas Silberglockenlachen wieder. Das war aber kein Wunder, denn sie hatten sich beide unmenschlich lieb, waren erst seit einem viertel Jahr Mann und Frau, und hatten auch sonst Alles, was das Leben angenehm zu machen geeignet ist. Der Herr Lieutenant hatte in der Person seines Burschen Heinz ein Unikum, das der gnädigen Frau ebenso flink, gewandt und willig zu Diensten war als ihm, und Frau Ludowika in ihrer Ursula eine Köchin, wie es keine bessere gibt. Jungfer Ursel kochte in der That vorzüglich, sie war, gleich dem braven Heinz, vom ersten Morgengrauen bis zum letzten Abenddämmerscheine für ihre junge Herrin thätig, und dabei dissonirte von ihnen aus nicht der leiseste Mißton in die Zaubersphärenklänge ihrer Herrschaft hinein. Im Gegentheil, sie stimmten eher in diesen Singsang mit ein und bestrebten sich, einander das Leben angenehm zu machen.

Da kam plötzlich das Manöver. Nun gab es Weinen und Wehklagen auf der einen, Trösten und Küssen auf der andern Seite, und dann schied man mit dem heiligen Versprechen unwandelbarer Treue und täglichen Briefschreibens.

Das war recht schön, aber — versprechen ist leicht, halten oft schwer, im Manöver zuweilen sogar unmöglich. An der Treue vergingen sich selbstredend weder die männlichen, noch die weiblichen Partner dieses Quadrifoliums; aber von den ersteren kamen schon nach zwei Tagen statt ausführlicher Briefe flüchtig gekritzelte Nachrichten höchst unregelmäßig an. Das ist schlimm für junge Gattinnen und liebende Köchinnen. In Ursels Kammer sowohl als in Frau Mariannas Boudoir flossen Thränen. „Verrathen, verloren!" seufzte man hier wie dort, und endlich — — es ist ja bekannt, daß Eifersucht und Langeweile die tollsten Dinge aushecken, — — begann Frau Ludowika Marianna ihres Gatten Briefschaften durchzustöbern, und nach Beweisen für seine Treulosigkeit zu suchen. Ist das Weib eben erst dahin gelangt, dann schiebt ihm der Satan sicher etwas zwischen die Finger, das seinem Argwohn Nahrung gibt. Frau Ludowika fand in einem Geheimfache des Schreibtisches ihres Gatten eine fast noch neue Photographie, welche — ein junges, üppiges Frauenzimmer in Trikots darstellte. Der Odem der Frau Premier-Lieutenant stockte und eine heiße Röthe stieg ihre Schläfen hinan. Warum verbarg ihr Gatte dieses Bild vor ihr? Er hatte doch andere Balletdamen oft in noch zweifelhafteren Costümen in den Albums stecken. Warum stak dieses Bild nicht dabei? Und nun kam ihr gar so vor, als ob sie das Original schon gesehen habe, als ob diese lachenden Augen sie schon angeblitzt hätten, ja, als ob sie diese Person schon in unmittelbarem Verkehr mit ihrem Gatten beobachtet, sie in ihrer Gesellschaft empfangen hätte. Die Schläfen drohten der Frau Lieutenant zu zerspringen. So weit war es also schon gekommen, daß Er, den sie mit aller Innigkeit ihrer Seele geliebt hatte, solche Weiber in ihre Nähe brachte; und sie hatte dies ahnungslos geduldet. „Aber warte, Treuloser —!" Frau Ludowika barg das böse Bild in den Falten ihres Gewandes; „komme Du nur nach Haus, Deine Strafe soll furchtbar sein, und dann — Trennung auf ewig!"

Von diesem Tage an sah es trübe in der Lieutenantswohnung aus. Frau von Dambrügge geb. Freiin Leopsdorfer war finster, übelgelaunt und heftig, Jungfer Ursula infolgedessen eigenwillig und vorlaut. In allen Winkeln keifte und zankte es. Schon dreimal hatte Ursel der gnädigen Frau den Dienst gekündigt, und ebenso oft hatte diese erklärt, sie könne ihretwegen sofort gehen; und doch war man bei einander geblieben, um die Treulosen zu bestrafen und — sie dann auf ewig zu verlassen.

Endlich war das Manöver vorbei. Der Herr Lieutenant und sein Bursche kehrten zurück. Aber kein „Willtommen" tönte ihnen entgegen, kein Arm breitete sich verlangend nach ihnen aus.

„Nanu?!" Der Herr Premier eilte nach Frau Mariannas Boudoir, und Heinz mit den Koffern hinter ihm darein.

„— Tag, kleine Wika, da sind wir wieder!"

„Verräther — —!" Frau Ludowika wies die Zärtlichkeiten des Lieutenants zurück.

„Ja — was ist Dir denn, Schatz? rappelt es irgendwo bei Dir?"

„Mein Herr — — wagen Sie es noch so — so zu fragen. Wer ist diese — Person hier?!" Damit hielt Frau Lieutenant dem Herrn Gemahl die schändliche Photographie hin. Der aber brach plötzlich in ein unbändiges Lachen aus, in ein so unbändiges Lachen, daß Frau Ludowika ein Gefühl der Verlegenheit in ihrer Brust aufsteigen spürte.

„He, Heinz, antreten hier!" befahl der Herr Premier endlich seinem Burschen mit einem Fingerzeige auf das Bild, das seine Gemahlin noch immer ernst und drohend in der Hand hielt; und nun fing auch Heinz laut aufzulachen an. „Hahahaha! gnä' Frau; kennen denn gnä' Frau den Heinz nicht mehr? Das bin ich ja! Habe beim Regimentsjubiläum vor den Herren Officieren Couplets singen müssen, und da haben sie mich photographiren lassen, weil ich meine Sache so gut gemacht habe, als Dame. Hahaha! Freilich jetzt ist der Schnurrbart wieder gewachsen, den habe ich damals opfern müssen. Hahaha — —!"

Unter den lachenden Worten des braven Burschen wurde das Gesichtchen der gnädigen Frau immer länger und ihre Augen immer größer. Wahrhaftig, jetzt sah sie es auch, daß dies dieselben lachenden Augen, dasselbe lustige Gesicht — ohne Schnurrbart natürlich, — war, kurz der Heinz die Dame in den Trikots dargestellt hatte, und nun barg sie ihr heiß erglühendes Antlitz an des noch immer lachenden Gatten Schulter.

„Abtreten! Marsch! Mund halten!" befahl dieser dem wackern Burschen und überflüssigen Zeugen der weiteren Entwickelung der Scene, und Heinz entfernte sich eiligst mit einem lauten: „Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

Draußen wurde auch er plötzlich von zwei weichen Armen umklaftert und von zwei brennenden Lippen geküßt. Jungfer Ursel hatte gehorcht und war dadurch über Frau Lieutenants Mißstimmung aufgeklärt worden.

Seitdem herrscht wieder Maienmorgensonnenschein in dem von Dambrüggeschen Hause, der nur zuweilen ein bischen schwül zu werden droht, wenn der Herr Premier unter Anspielung auf die Dame in Trikots zu lachen beginnt. Aber das kommt natürlich nur höchst selten vor.

Extra-Gratification.

Director einer Schmiere: „Meine Herren und Damen, ich habe Sie zu mir bitten lassen, um Ihnen Mittheilung von einem freudigen Ereigniß zu machen. Meine theure Gattin hat mich soeben mit einem Zwillingspaar beschenkt. Sie werden einsehen, daß ich durch dieses unvorhergesehene Ereigniß verhindert bin, Ihnen die längst versprochene rückständige Gage auszuzahlen. Sie sollen jedoch anderweitig glänzend entschädigt werden: In Anerkennung Ihres stets an den Tag gelegten Eifers habe ich mit meiner theuren Gattin beschlossen, Ihnen Allen eine Extragratification zu Theil werden zu lassen. Ich gebe diesem Entschluß Ausdruck, indem ich Sie Alle hiermit feierlichst zu — Taufpathen ernenne!"

— Moderne Ehen. Frau Müller: Ich habe mich riesig über Ihre Heirath gewundert, wie kamen Sie eigentlich dazu, einen so alten, und dabei nicht reichen, häßlichen Mann zu heirathen? Frau Schulze: Ja, wissen Sie, ich habe mich eben getäuscht. Er war so häßlich, so albern, so aufgeblasen, daß ihn alle meine Freundinnen für einen reichen Mann hielten!

— Grob. Patient: Sie verstehen ja gar nichts, ich glaube nicht, daß Sie überhaupt ein Arzt sind! Arzt: So? Dann fragen Sie nur 'mal bei allen meinen Patienten. Patient: Lieber Herr, ich spreche ja keine todten Sprachen!

— Noch besser. Arzt: Da Sie also heute Appetit haben, so soll Ihnen Ihre Frau ein Ei kochen. Patient: Ach, Herr Doctor, es wäre mir lieber, wenn Sie mir das Huhn gleich mitkochen lassen, welches das Ei gelegt hat!

— Sehr richtig. Erster Bummler: Du, ich möchte reich sein. Zweiter Bummler: Wozu denn? Dann könnten wir auch nicht mehr bummeln, wie jetzt!

Amerikanerin "Up to date".

Sie weiß von Allem Etwas,
Doch von Wenigem genug;
Sie liest nur Anfang und Ende,
Doch nie die Mitte vom Buch.

Sie kennt die Namen alle
Der größten Männer im Land,
Doch ihr Verdienst zu nennen,
Das wäre sie nicht im Stand.

Die Dichter sind bekannt ihr
Von Homer bis auf Heinen,
Doch von der Dichtung Inhalt
Versteht sie auch nicht Einen.

Sie klimpert am Piano
Und spielt die Mandoline;
Sie bläst auf der Trompete
Und kratzt die Violine.

Sonntäglich geht sie zur Kirche
Und faltet devot die Hände;
Vergessen hat sie den Text schon
Bevor die Predigt zu Ende.

Auf ihren Fingern trägt sie
Viel' blitzende Stein' und Ringe
Fast jede Agenwimper
Ist eines Mannes Schlinge.

Sie brach schon viele Herzen,
Brach manchen Liebesschwur;
Denn sie liebt von Allem Etwas,
Liebt ganz sich selber nur.

Die gute Tochter.

Bitterkalte Winternacht. Auf der Wiener Ringstraße ist es wie ausgestorben. Vereinzelte Fußgänger mit aufgeschlagenem Rockkragen und tief in die Schulter gezogenem Kopf, die Hände in den Paletottaschen, tauchen auf, um alsbald in einer der Seitenstraßen zu verschwinden. Vor dem Imperial-Hotel steht ein unnumerirter Fiaker. Der Kutscher, ein ältlicher Mann mit etwas vertrunkenem Gesicht, sitzt vermummt und dicht eingewickelt auf dem Bock, wie in einem Schaukelstuhl zurückgelehnt, er spitzt die Lippen und pfeift den Refrain vor sich hin:

„Ja, von an rund'lich'n Weana,
Da kann Aner no' was lerna".

Ein Mann mit einer Bortenmütze auf dem Kopfe tritt eilig aus dem Thor und gibt dem Kutscher einen freundschaftlichen Puff: „Dei' Herrschaft kommt!" Der Fiaker richtet sich auf und beugt sich vor, um den Flur des Hotels sehen zu können. — Ja, sie kommen. — Ein junger Mensch, hohlwangig, blasirt, übernächtig — glänzender Cylinderhut, lange, schlürfende Lackschuhe, der Pelz allerletzten Zuschnitts. — Neben, oder etwas vor ihm, trippelt eine kleine Blondine. Sealskin-Jacke mit bauschigem Achseltheil; man hört die Seide der Unterkleider bei jedem ihrer kurzen Schritte rauschen, ein dünnes Regenschirmchen mit vergoldeter Krücke im Arm, eine Wolke starken Parfüms. — Vom Theater. — Ihr Cavalier läßt sich vom Nachtportier noch Feuer geben für seine Cigarette und sucht dabei in der Tasche nach Kleingeld. Die kleine Balleteuse hat sich inzwischen dem Kutscher, der die Decken von den Pferderücken zieht, genähert. „Gelt, kalt ist's — schau, daß wir z' Haus' kommen! Da hast!" Sie steckt ihm, ohne daß es ihr Begleiter bemerkt, einen zusammengefalteten „Fünfer" zu. Dann setzt sie ihr blitzblankes Stiefelchen auf den Tritt des Wagens, der Kutscher schnalzt mit der Zunge. „Gutherzig sind sie Alle", sagt ein berühmter Dichter — es ist brav von der Kleinen, daß sie ihrem Vater ein splendides Trinkgeld gibt.

Modethorheit.

„Mach dir det man ab!" lautet eins der neuesten geflügelten Worte in Berlin, aber trotz dieser zarten Aufforderung ist es doch gekommen, das Monocle der Damen nämlich, und zwar der Damen der guten Gesellschaft. Wie ein Orden minderer Güte wird es freilich noch am Bande getragen, doch das Band wird dünner und kürzer werden, und eines Morgens wird die überraschte Welt der der vollzogenen Thatsache gegenüberstehen. Ach, und die langen Wimpern der Stolz des Auges, sie werden geopfert werden müssen, denn sie incommodiren natürlich. Aber Niemand kann eben zween Herren dienen, entweder er wird das Monocle lieben und an den Wimpern klimpern, oder er wird den Wimpern anhangen und das Monocle verachten. Klein und zierlich ist das Glas, von einem schmalen Gold- oder Schildplattreif eingefaßt. Besonders der letztere ist beliebt, da er fester hält, wenn er warm geworden ist. Selbstverständlich hat das stärkere Geschlecht diese Herausforderung bemerkt und erwiderte jene Thorheit mit einer anderen, aber wie es den Männern eigen ist — sie sind der Sache mehr auf den Grund gegangen, nämlich auf die Stiefel. Was reitet oder wenigstens so thut, natürlich abgesehen von den Reitern aus Beruf, trägt jetzt bis zum Knie reichende, enganliegende, harte, gelbe Stiefel. Wie einst vor Troja die Kämpfer nach den Bildern alter Meister gelbe Beinschienen anhatten, so wiederholt es sich jetzt von Neuem. Es ist ästhetisch ein ungemein wohlthuender Anblick, die gelben Röhren so daherpendeln zu sehen, trotzdem der Berliner, um ein anderes geflügeltes Wort von ihm zu gebrauchen, sagt: „Det durfte ja nu nich kommen."

— Er kennt ihn. A.: Da geht unser Prediger, den mußt Du 'mal hören, der Mann predigt ausgezeichnet! — B.: Nein, ich danke, ich habe den Mann einmal gehört, und habe mein ganzes Leben daran genug! — A.: Wieso denn? — B.: Na, der Mann hat mich doch getraut!